

# KARL MAY



## DIE LIEBE DES ULANEN II Napoleons letzte Liebe

Weltbild

# **Die Liebe des Ulanen**

Roman aus der Zeit  
des Deutsch-Französischen Krieges

von

**Karl May**

Band II

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung mit den Einzeltiteln der Buchausgabe  
von 1905 in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschienenen Print-Ausgabe  
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Kolorierung der historischen Illustrationen:  
Sascha Wullemet, München  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung einer kolorierten Originalillustration  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen  
ISBN 978-3-95569-973-4

# **Napoleons letzte Liebe**

Roman

von

**Karl May**

Band II des Romans  
»Die Liebe des Ulanen«

**Weltbild**

# 1. Kapitel



u Anfang des ereignisreichen Monats Juni des Jahres 1815 befand sich das große Hauptquartier der Franzosen zu Laon, während das der Moselarmee zu Thionville lag.

In dem Ersteren war bereits Baron Daure, der Generalintendant der Armee, vor einigen Tagen angekommen, und nun erwartete man täglich, dort auch den Kaiser zu sehen. Zugleich wurde von Napoleon gesagt, dass er nach Straßburg gehen werde, um sich seinen Soldaten zu zeigen und die alte Begeisterung für sich wieder zu entflammen. Auch in Thionville wurde er erwartet.

Man kannte den großen Mann genau. Er liebte es, möglichst allgegenwärtig zu scheinen und sich gerade da sehen zu lassen, wo er am wenigsten erwartet wurde. Überhaupt zeigt die damals von ihm eingeschlagene Route, auf welcher er sich nach dem voraussichtlichen Schauplatz der zu erwartenden Kämpfe begab, noch heutigen Tages einige unausgefüllte Lücken. Er hat nach seiner ihm gewohnten Weise mehrere unerwartete Abstecher gemacht, deren Absicht selbst den Personen seiner nächsten Begleitung ein Rätsel blieb.

Die Eigenheiten eines Herrschers pflegen Nachahmung zu finden. Einige Marschälle des Kaisers hatten sich ein ähnliches Verfahren, ihre Untergebenen zu überraschen, angewöhnt. Besonders wusste man von Marschall Grouchy, dass er es liebte, überall selbst zu sehen und zu hören, und es war allgemein bekannt, dass er viele seiner zahlreichen Siege und Erfolge zum Teil dieser Angewohnheit zu verdanken habe.

Es war um Mittag des Tages, an welchem Königsau die Kasse fand, als derselbe in Sedan anlangte. Er hätte die Stadt lieber umgangen, aber in ihr war die einzige Brücke, welche in jener Gegend über die Maas führte. Der Fluss war sonst ohne Gefahr nicht zu passieren, da er infolge mehrtägigen Regens eine ungewöhnliche und aufgeregte Wassermenge mit sich führte.

Sedan, der Geburtsort des berühmten Turenne, ist zu jeder Zeit ein in kriegerischer Beziehung wichtiger Platz gewesen. Darum war es nicht zu verwundern, dass es auch jetzt nebst seiner ganzen Umgebung voller Truppen lag.

Diese Letzteren gehörten zu dem Heeresteil des Marschalls Ney, welcher, in Saarlouis als Sohn eines Böttchers geboren, es durch seine Talente zum Marschall von Frankreich, Herzog von Eßlingen und Fürst von der Moskwa gebracht hatte.

Unter ihm kommandierte General Drouet, welcher zum Aide-Major-General von Bonapartes Garden ernannt worden war. Dieser General, welchen der geneigte Leser bereits kennengelernt hat, verzichtete darauf, in Sedan selbst zu wohnen, und hatte sein Standquartier hinaus nach Raucourt verlegt, jenem Ort, bei welchem der Meierhof Jeannette lag. Diesen Meierhof hatte Drouet für sich selbst in Beschlag genommen, während sein Stab in Raucourt lag.

Bei seinem Eintritt in Sedan wurde Königsau nach seiner Legitimation gefragt. Er zeigte

denselben Pass vor, welchen er gestern Abend dem Wirt übergeben und heute Morgen vor seinem Scheiden natürlich zurückerhalten hatte.

Diese Legitimation stammte zwar aus Blüchers Hauptquartier, war aber dennoch vollständig hinreichend. In Kriegszeiten jedoch pflegt man mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich zu verfahren, und so hatte der Leutnant auf der Kommandantur ein Verhör zu bestehen, welches ihn einigermaßen in Schweiß brachte. Er hatte gegen die Franzosen gekämpft und war längere Zeit in Paris gewesen. Wie leicht war es möglich, dass jemand ihn hier erkannte. Dann wäre es allerdings um ihn geschehen gewesen.

Darum wurde ihm das Herz außerordentlich leicht, als er seine Legitimation zurückerhielt und damit die Erlaubnis empfing, die Stadt zu passieren.

Raucourt liegt ungefähr zwei volle Wegstunden im Süden von Sedan. Damals waren die Wege zwischen diesen beiden Orten sehr mangelhaft. Der Argonner Wald, zu welchem jene Gegenden gehören, war im höchsten Grade verrufen, da sich dort allerlei Gesindel angesammelt hatte, welches sich in den tiefen Wäldern und Schluchten versteckt hielt, um nur dann hervorzubrechen, wenn es einen Raub oder sonst einen gesetzwidrigen Streich auszuführen gab.

Zwischen Raucourt und Sedan war der Weg jetzt allerdings sicher, da die militärische Verbindung, welche zwischen den beiden Hauptquartieren bestand, diesen Marodeuren und Vagabunden Achtung einflößte. Weiterhin, besonders nach Laon zu, wohin der Weg über Rethel führte, gab es zwar auch solche Verbindungen, aber die Wege waren doch militärisch nicht so benutzt, dass eine vollständige Sicherheit geherrscht hätte.

Ein jeder Krieg erzeugt immer allerlei Gesindel. Die Hälfte der Bevölkerung, welche vielleicht bereits vorher mit dem Gesetz in Konflikt lebte, wird von den Ereignissen in Bewegung gebracht. Solche gab es damals in den Wäldern der Ardennen und Argonnen genug, so dass es keineswegs ohne Gefahr war, allein und unbewaffnet durch jene Gegenden zu wandern.

Als Königsau Raucourt erreichte, war es ihm leicht, den Weg nach dem Meierhof zu erfragen. Dort angekommen, trat ihm alles in einem kriegesischen Anstrich entgegen. An dem Tor stand ein Posten, welcher ihm, das Gewehr vorstreckend, den Eingang verwehrte.

»Wohin?«, fragte der Soldat.

»Herein«, antwortete Königsau kurz.

»Zum General?«

»Nein. Welcher General wohnt hier?«

»General Drouet. Zu wem wollen Sie sonst?«

»Zur Besitzerin des Hofes.«

»Zu Frau de Sainte-Marie?«

»Ja.«

»Die ist nicht da. Sie ist heute Morgen fortgefahren.«

»So wird jemand da sein, der ihre Stelle vertritt.«

»Das ist der junge Herr. Kennen Sie ihn?«

»Ich habe ein Geschäft mit ihm abzuschließen.«

»Ah, das ist etwas anderes! Sie können passieren. Herr de Sainte-Marie wohnt in dem Parterrelokal, dessen vier Fenster Sie dort rechts bemerken.«

Königsau bedankte sich für die Anweisung und schritt nach der angegebenen Wohnung. Auf Klopfen hörte er ein lautes »Herein«. Als er eintrat, befand er sich, wie er auf den ersten Blick bemerkte, in dem Arbeitsraum eines unverheirateten Herrn. Es herrschte hier jene elegante, sorglose Unordnung, wie man sie oft bei den Junggesellen besserer Stände zu bemerken pflegt.

Während er die Tür hinter sich verschloss, erhob sich vom Sofa ein junger Mann, der ihn mit musterndem Blick betrachtete. Die Züge desselben waren höchst angenehm, fast mehr weiblich als männlich. Er mochte höchstens zweiundzwanzig Jahre zählen, während die dünnen, seidenweichen Haare seines Schnurrbärtchens ihn noch jünger erscheinen ließen.

»Herr de Sainte-Marie?«, fragte Königsau.

»Ja«, antwortete der Angeredete, ihn mit forschenden Augen betrachtend. »Was wünschen Sie von mir?«

»Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, ob Frau Richemonte zu sprechen ist?«

Über das Gesicht des Franzosen zuckte es wie eine Art von Überraschung; fast hätte man sagen mögen, dass sein Blick eine augenblickliche Besorgnis zeige.

»Ah, Frau Richemonte?«, fragte er. »Was wollen Sie von ihr?«

Er konnte diese etwas zudringliche Frage aussprechen, da Königsau ganz wie ein Mann gewöhnlichen Standes gekleidet war.

»Es sind persönliche Angelegenheiten der Dame, welche mich zu ihr führen«, antwortete Königsau. »Ich weiß leider nicht, ob sie mir erlauben würde, von denselben gegen eine dritte Person zu sprechen.«

»Ich will Sie zu keiner Indiskretion verleiten; aber Sie kennen die Dame?«

»Ja.«

»Woher?«

»Von Paris aus.«

Da verfinsterte sich das Gesicht des jungen Mannes plötzlich. Er fragte:

»Sie sind Kapitän Richemonte?«

»Nein.«

»Ah! Also sonst ein Bekannter?«

»Ja.«

»Woher wissen Sie, dass Frau Richemonte sich hier befindet?«

»Ich habe sie selbst nach dem Meierhof gebracht.«

»Wohl als Kutscher?«

»Oh nein«, lächelte Königsau, »als Begleiter.«

»Von Paris aus?«

»Ja.«

Da glitt ein eigentümlicher Zug über das Gesicht des jungen Mannes. Man konnte nicht

sagen, ob es Schreck oder Freude sei, welches ihn zu der schnellen Frage bewog:

»Donnerwetter! So heißen Sie Königsau.«

»Ja.«

»Und Sie wagen sich – ah, kommen Sie, kommen Sie!«

Er fasste den Arm des Leutnants und zog den Letzteren rasch aus dem Zimmer fort zu einer Tür hinaus. Dort befand sich augenscheinlich der eigentliche Wohnraum. Hier betrachtete der Baron den Gast noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen herab, und er sagte:

»Mein Gott, wie können Sie es wagen, nach Raucourt zu kommen?«

»Halten Sie das wirklich für ein Wagnis, Baron?«

»Gewiss. Sie sind Deutscher und noch dazu Offizier. Haben Sie nicht gewusst, dass General Drouet sich auf unserer Meierei befindet?«

»Ich erfuhr es erst in Sedan.«

»Und dennoch wagten Sie sich hierher? Wie nun, wenn man Sie festnimmt?«

»Das befürchte ich nicht«, lächelte Königsau.

»Und Sie als Spion behandelt?«

»Ich komme nur, um Frau und Mademoiselle Richemonte zu sprechen.«

Der Baron blickte wie ratlos im Zimmer umher und sagte dann, auf einen Stuhl deutend:

»Setzen Sie sich, Herr Leutnant. Es gilt, dass wir uns klarwerden. Sie sind ein Freund der Madame Richemonte?«

»Ein sehr aufrichtiger und ergebener«, antwortete Königsau, indem er sich niedersetzte.

»Als die Damen hier ankamen, war ich nicht anwesend, ich befand mich zu der Zeit in der Gegend von Reims, um die Kellereien eines Freundes zu besichtigen. Sie müssen wissen, dass ich Landwirt und besonders Weinzüchter bin. Als ich nach Hause kam, fand ich die Damen vor. Ich hörte, dass ein Deutscher sie nach hier begleitet habe, ein Leutnant namens Königsau.«

»Dieser bin ich.«

»Wie ich höre. Madame Richemonte sagte, dass sie Ursache habe, für nächste Zeit ihren Aufenthalt bei uns nicht wissen zu lassen; Sie allein seien ausgenommen. Sie scheinen also das Vertrauen dieser Dame zu besitzen?«

»Ich hoffe es!«

»Sie haben ihr jedenfalls wichtige Dienste geleistet?«

»Es ist mir allerdings vergönnt gewesen, den Damen einigermaßen nützlich zu sein, doch bin ich weit davon entfernt, mir dies als Verdienst anzurechnen.«

Jetzt begannen die Züge des Barons sich wieder zu erheitern.

»Dann bin auch ich Ihnen Dank schuldig«, sagte er. »Sie wissen wohl, dass Frau Richemonte meine Verwandte ist?«

»Die Dame sprach davon, wenn auch nicht eingehender.«

»Meine Mutter ist ebenso wie Madame Richemonte eine Deutsche. Beide stammen aus



demselben Ort und sind Cousinen. Mein Vater ist tot, und so habe ich«, fügte er mit einem heiteren, sorglosen Lächeln hinzu, »die ganze Last der Verwaltung unseres Besitztums auf meinen armen Schultern liegen. Es war sehr einsam hier; die Ankunft der beiden Damen hat Leben und Bewegung hereingebracht, was ich ihnen herzlich danke. Leider ist diese Bewegung und dieses Leben bedeutend ungemütlicher geworden durch die Ankunft des Militärs, welches alles außer Rand und Band gebracht hat.«

»Ich kondoliere!«, sagte Königsau höflich.

»Danke! Als Sohn einer Deutschen bin ich nicht so raffiniert französisch gesinnt, dass es mir lieb sein kann, mich zum Diener einer anspruchsvollen Soldateska herabwürdigen zu lassen. Und nun zumal um Ihretwillen wünsche ich diese Herren alle zum Teufel.«

»Ich bitte, auf mich nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen, Baron.«

»Wenn das so leicht wäre! Darf ich Sie fortweisen?«

»Ich hoffe, Sie werden es nicht!«, lachte Königsau.

»Aber darf ich einen deutschen Offizier bei mir aufnehmen?«

»Unter den gegenwärtigen Umständen, ja. Ich komme ja nicht als Offizier. Ich bin im Besitz einer Legitimation, welche man in Sedan respektiert hat.«

»Das ist etwas anderes! Aber leider finden Sie Frau Richemonte nicht vor.«

»Wo ist sie?«

»Sie und Mademoiselle sind heute früh mit Mama nach Vouziers gefahren.«

»Wann kehren sie zurück?«

»Heute Abend wahrscheinlich.«

Da machte Königsau eine Bewegung des Schreckes.

»Heute Abend?«, fragte er. »Nicht morgen am Tage? Es sind von Vouziers bis hierher volle sechs Stunden zu fahren.«

»Allerdings. Aber bei den Lasten, welche die Einquartierung uns bereitet, kann ich die Mutter unmöglich länger entbehren.«

»Das glaube ich gern. Aber bedenken Sie doch die Unsicherheit des Weges!«

Da trat der Baron einen Schritt zurück, machte ein sehr verblüfftes Gesicht, schlug die eine Hand in die andere und rief:

»Mein Gott, ja! Daran haben wir gar nicht gedacht! Mama nicht und ich nicht!«

»Der Weg führt durch Wälder, in denen allerlei Gesindel hausen soll, wie ich gehört habe«, bemerkte Königsau.

»Das ist richtig! Alle Teufel, was ist da zu tun?«

Der Baron schien eine vorzugsweise heitere, sorglose Natur zu sein. Jetzt aber sah man es ihm an, dass er keineswegs gleichgültig blieb.

»Welchen Weg schlugen die Damen ein?«, fragte Königsau.

»Sie sind über Le Chesne und Boultau-Bois gefahren.«

»Und sie kehren auf demselben Weg zurück?«

»Ganz sicher! Ich befinde mich da in großer Angst. O Gott, wenn ihnen etwas widerfährt! Wenn sie angefallen werden! Ich würde ihnen entgegenreiten, aber ich kann unmöglich fort, da dieser verteufelte General Drouet in jedem Augenblick einen Wunsch,

ein Verlangen, einen Befehl zu erfüllen hat!«

»So lassen Sie mir ein Pferd satteln.«

»Ihnen?«, fragte der Baron, halb erstaunt und halb erleichtert.

»Ja, mir, wenn ich bitten darf.«

»Aber wissen Sie, in welche Gefahr Sie sich begeben?«

»Pah! Wegen des Gesindels?«

»Ja. Und weil Sie ein Deutscher sind.«

»Diese Gefahr gibt es nicht für mich. Hier, lesen Sie meine Legitimation. Vielleicht wird es auch für Sie nötig, den Namen zu kennen, welchen ich gegenwärtig trage.«

Der Baron las das Dokument, gab es ihm zurück und sagte:

»Ein Pferd können Sie haben; aber sind Sie auch bewaffnet?«

»Ich habe Pistolen und ein Messer.«

»Das ist nicht genug. Ich werde Ihnen noch zwei Doppelpistolen geben. Aber kennen Sie den Weg, den Sie zu reiten haben?«

»Monsieur, ich bin ein deutscher Offizier!«

Der Baron nickte und sagte:

»Es ist wahr, mein Herr; die Deutschen haben bewiesen, dass ihre Karten von Frankreich besser und genauer sind als die unserigen. Aber wollen Sie nicht vorher etwas genießen?«

»Ich danke. Das würde viel Zeit kosten, die ich notwendiger brauche.«

»So werde ich Ihnen einen Imbiss in die Satteltaschen tun lassen. Man kann nicht wissen, was geschieht. Entschuldigen Sie mich!«

Er entfernte sich, um seine Befehle zu erteilen.

So befand sich Königsau also in der Höhle des Löwen. Er war abgeschickt worden, um so viel wie möglich über die Pläne des Feindes zu erkundschaften. Er hatte sich dazu selbst angeboten. Er wusste, wie gefährlich dieses Unternehmen war, denn man hätte ihn, wenn er entdeckt wurde, ganz einfach den schimpflichen Tod eines Spions sterben lassen: man hätte ihn aufgehängt. Aber diese Gefahr wurde mehr als reichlich durch den Umstand aufgewogen, dass es ihm möglich wurde, die Geliebte zu sehen und zu sprechen. Und ein großer Erfolg war ihm ja bereits geworden; er hatte den Platz entdeckt, an welchem die Kriegskasse verborgen lag.

Während er so allein im Zimmer saß, dachte er an den Baron. Dieser war jedenfalls ein leichtlebiger, gutherziger Kavalier. Wusste er, dass Margot die Verlobte Königsaus war? Jedenfalls nicht, wie sich aus seinen Reden vermuten ließ. Übrigens hatte Frau Richemonte bei ihrer Ankunft auf dem Meierhof es unterlassen, den Leutnant als ihren künftigen Schwiegersohn vorzustellen. Sie hatte ihn einfach als ihren Freund bezeichnet. Königsau kannte den Grund, welcher sie dazu bestimmt hatte, nicht, aber er sagte sich, dass die vergangenen Ereignisse wohl Ursache geboten hätten, selbst gegen Verwandte vorsichtig zu sein.

Nach einiger Zeit kehrte der Baron zurück und meldete, dass gesattelt sei. Er öffnete einen Kasten und zog zwei Doppelpistolen hervor, welche er Königsau überreichte.

»Sind sie geladen?«, fragte dieser.

»Nein. Ich bin ein Mann des Friedens und habe nur selten geschossen. Diese Waffen aber sollen vorzüglich sein; sie sind ein Erbteil meines Vaters, welcher Offizier war. Munition ist da.«

»So erbitte ich mir das Nötige.«



Der Baron zog zwei Pistolen hervor, welche er Königsau überreichte.

Der Baron brachte Kugeln, Pulver und Zündhütchen herbei. Königsau lud die Pistolen und fragte dabei:

»Woran kann man das Geschirr erkennen, in welchem die Damen kommen?«

»Es ist eine ziemlich alte Staatskarosse aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten.«

»Und die Pferde?«

»Ein Schimmel und ein Brauner.«

»Ist außer dem Kutscher noch Dienerschaft dabei?«

»Leider nein, obgleich ein Hintersitz für den Diener vorhanden war.«

»Ich danke, Monsieur! Ich werde mich sofort auf den Weg machen.«

»Werden Sie mit zurückkehren?«

»Ich werde die Damen bis zum Meierhof begleiten und dann sehen, ob die Frau Baronin mir Veranlassung gibt, mit einzutreten.«

»Gut. Auf alle Fälle aber empfehle ich Ihnen Vorsicht an.«

»Ich werde sie nicht außer Acht lassen.«

Die beiden Männer begaben sich in den Hof hinaus, wo ein brauner Wallach auf den Reiter wartete. Königsau stieg auf. Er gab sich hier das Benehmen eines sehr mittelmäßigen Reiters und wurde, da der Herr des Hofes bei ihm war, von dem Posten ohne Schwierigkeiten durchs Tor gelassen. Er hatte dabei ganz das Aussehen eines gewöhnlichen Arbeitsmannes, der es gewagt hat, einen Botenritt zu unternehmen, sich aber recht unbehaglich auf dem Gaul fühlt.

So ritt er eine Strecke langsam im Schlendergang fort, sobald aber Raucourt mit dem Meierhof hinter ihm lag, setzte er dem Pferd die Sporen in die Seiten und brachte es erst in Trab und dann sogar in Galopp.

Der Weg zog sich fast ununterbrochen durch den Wald und zwar höchst einsam. Rechter Hand lief ein Flösschen in zahllosen Windungen dahin, und zur Linken war nichts zu sehen als ohne alle Abwechslung Baum an Baum.

Nur einmal gab es ein einsames Häuschen, für den müden Wanderer zur Einkehr errichtet. Königsau stieg hier ab, um eine kleine Erfrischung zu genießen und sich zu erkundigen.

Als er eintrat, sah er ein junges Mädchen am Spinnrad sitzen; sonst war niemand vorhanden. Es erhob sich und fragte freundlich nach seinem Begehr, doch war zu bemerken, dass es ihn mit einem – man möchte sagen – mitleidig besorgten Blick betrachtete.

»Kann ich ein Glas Wein haben?«, fragte er.

Dabei bot er dem Mädchen zum Gruß die Hand, die es auch nahm und leise berührte.

»Ja, gern«, antwortete es.

Es brachte das Verlangte, setzte es vor ihn hin und ließ dann wieder das Rad fleißig schnurren, aber sein Auge flog öfters verstohlen zu ihm hinüber. Er bemerkte dies wohl, aber er tat nicht, als ob er es sehe. Es lag in diesen Blicken des Mädchens etwas, was ihn aufmerksam werden ließ.

»Wie weit hat man noch bis Le Chesne populeux?«, fragte er endlich.

»Sie müssen eine gute Stunde reiten«, antwortete es. »Wollen Sie dorthin?«

»Ja.«

»Wohl gar noch weiter?«

»Allerdings. Ich reite möglicherweise bis nach Vouziers.«

»O weh«, entfuhr es ihr.

»Warum o weh?«, fragte er.

Es errötete, senkte verlegen die Augen und antwortete stockend:

»Weil – weil es bis dahin Nacht sein wird.«

»Schadet das etwas?«

Jetzt hob die Gefragte den Blick empor und antwortete:

»Die Nacht ist keines Menschen Freund. Und dieser Wald ist so lang, so sehr lang.«

Da ging er näher auf sein Ziel los, indem er sie fragte:

»Man hat mir gesagt, dass es in diesem Wald nicht so recht geheuer sei. Ist dies wahr,

Mademoiselle?«

Sie zögerte mit der Antwort, blickte ihn abermals forschend an und fragte dann, anstatt ihm Antwort zu geben:

»Sie sind hier fremd, Monsieur?«

»Ja.«

»Aber Sie reiten doch ein hiesiges Pferd.«

»Kennen Sie es?«

»Ja. Es gehört nach dem Meierhof Jeannette.«

»Das stimmt. Sind Sie dort bekannt?«

»Oh, sehr gut. Ich bin sogar das Patenkind der Frau Baronin. Mein Großvater war Diener des seligen gnädigen Herrn.«

»Ah, so kennen Sie auch die Karosse der gnädigen Baronin?«

»Gewiss. Sie ist heute früh hier vorübergefahren.«

»Nun, mein Kind, ich will der Frau Baronin entgegenreiten.«

Da fuhr sie beinahe von dem Schemel empor, auf welchem sie saß.

»Der gnädigen Frau entgegenreiten?«, fragte sie, indem ihr schönes Gesichtchen eine plötzliche Angst verriet. »Ist das wahr?«

»Jawohl«, antwortete er.

»Mein Gott, so kehrt die Baronin erst des Nachts heim?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber wer soll da ihren Wagen erkennen!«

Dieser Ausruf war jedenfalls sehr zweideutig. Königsau fragte daher:

»Ist es denn notwendig, dass ihr Wagen erkannt wird?«

»Ja, freilich!«, antwortete sie schnell, aber unbesonnen. »Es darf ihr ja kein Leid geschehen!«

»Wer könnte ihr denn etwas tun?«

Diese Frage brachte sie zu der Erkenntnis, dass sie mehr gesagt habe, als sie jedenfalls beabsichtigt hatte. Über ihr hübsches, aufrichtiges Gesicht legte sich die Röte

der Verlegenheit, und sie antwortete erst nach einer kleinen Pause:

»O Monsieur, Sie fragten mich vorhin, ob es wahr sei, dass es hier im Wald nicht so recht geheuer ist. Man hat Ihnen recht berichtet. Es gibt im Wald böse Menschen, denen nicht zu trauen ist.«

»Und Sie kennen diese Menschen?«, fragte er, einen eindringlichen Blick auf sie richtend.

Ihre Wimpern lagen längere Zeit fest über den Augen, ehe sie antwortete:

»Monsieur, ich wohne ganz allein hier mit meiner Mutter. Es kommen sehr oft Leute, welche wir nicht kennen dürfen, sonst würde es uns schlimm ergehen.«

»Aber, liebes Kind, warum bleibt Ihr da hier wohnen?«

»Oh, wir wollten gern fort, aber es geht nicht. Als Vater dieses Haus kaufte, da war es im Wald sicher und gut. Es kamen nur ehrliche Leute zu uns, und wir hatten unsere Freude an dem Heimwesen. Da aber brach der Krieg aus, und nun füllte sich das Land mit schlimmen Leuten, welche alle bei uns einkehrten. Vater wurde von einem erschossen. Großvater wurde von der Baronin entlassen und starb auch bald. So war ich mit Mutter allein. Wir dürfen niemand verraten, sonst sind wir verloren.«

»So verkauft das Haus.«

»Wer kauft es uns ab, Monsieur?«

»So bittet die Baronin um Hilfe. Sie ist gut und wird Euch den Wunsch nicht abschlagen.«

»Sie hat ihn uns bereits abgeschlagen«, antwortete das Mädchen leise und langsam.

»Warum?«

Jetzt zog eine tiefe, tiefe Glut über ihr Gesicht, und sie antwortete stockend:

»Weil – weil – oh, sie ist sehr böse auf uns.«

»Warum denn, mein Kind? Vielleicht kann ich helfen.«

Da legte sie plötzlich die Hand vor die Augen und bog das Köpfchen nieder. Königsau sah eine Fülle herrlichen Haares sich auflösen und sah Tränentropfen zwischen den kleinen, zarten Fingern hervorquellen – sie weinte.

Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille im Zimmer; dann sagte er im mildesten Ton:

»Ich habe Ihnen sehr weh getan, mein gutes Kind. Nicht wahr?«

Da hob sie langsam den Kopf, sah ihn durch Tränen an und antwortete:

»O nein, Monsieur. Ich höre vielmehr, dass Sie es gut mit mir meinen. Und darum will ich Ihnen etwas sagen. Kennen Sie den Weg, den Sie zu reiten haben?«

»Im Einzelnen nicht.«

»Nun, er macht von hier aus einige Krümmungen. Ist Ihnen das kleine Liedchen bekannt: ›Ma chérie est la belle Madeleine?«

»Ja.«

»Nun gut. Wenn Sie an der fünften Krümmung von hier ankommen, so steht am Rand des Dickichts rechter Hand ein Kreuz. Dort ist einmal einer ermordet worden. Sobald Sie dieses Kreuz sehen, singen Sie dieses Lied. Sie können doch singen, Monsieur?«

»Ein wenig.«

»Wenn Sie nicht gern singen, so pfeifen Sie wenigstens die Melodie.«

»Warum?«

»Oh, das darf ich ja doch nicht sagen.«

»So werde ich es Ihnen sagen. Hinter dem Kreuz stecken die Verborgenen, welche zuweilen zu Ihnen kommen. Sie lauern den Wanderern auf. Wer aber das Lied singt oder pfeift, dem tun sie nichts, weil er unter Ihrem Schutz steht.«

»Mein Gott, ich verbiete Ihnen streng, das zu verraten.«

»Ihr Verbot kommt zu spät«, sagte er lächelnd.

»Monsieur, ich bitte Sie um Gottes willen!«

»Ich werde keinem Menschen etwas sagen.«

»Oh, einem doch!«

»Wem?«

»Dem Kutscher der gnädigen Frau müssen Sie sagen, dass er heute Abend das Lied pfeifen soll, sobald er an das Kreuz kommt. Der gnädigen Frau geschieht nichts; aber da bei Nacht ihr Wagen nicht genau zu erkennen ist, kann er sehr leicht verwechselt werden.«

»Ich werde das besorgen, liebes Kind. Aber haben Sie noch nicht daran gedacht, dass Sie sich zum Mitschuldigen dieser Verbrecher machen, wenn Sie deren Tun und Schlupfwinkel kennen, ohne sie anzuzeigen?«

»Ich weiß das, Monsieur. Aber sie würden mich und Mutter töten. Soll ich die Mörderin meiner eigenen Mutter werden?«

»Sie könnten ja fliehen, bis alle vernichtet sind!«

»Vernichtet? Oh, es stehen immer wieder neue und andere auf. Dieser Fabier ...«

Sie hielt inne und errötete abermals vor Verlegenheit. Der zuletzt genannte Name fiel Königsau auf.

Es war aus den Mienen des Mädchens sicher zu erkennen, dass der Name Fabier ihm verhasst sei, und Königsau hielt sich davon sofort überzeugt.

»Fahren Sie fort, Mademoiselle.«

»O bitte, ich wollte nichts sagen, Monsieur.«

»Aber Sie nannten ja einen Namen!«

»Er entschlüpfte mir nur so.«

»Sagten Sie nicht Fabier?«

»Ja.«

»So ist Ihnen vielleicht auch der Name Barchand bekannt?«

Da hob sie schnell den Kopf empor und fragte:

»Barchand? Oh, kennen Sie ihn?«

»Ich weiß es nicht genau. Waren diese beiden vielleicht auch hier im Wald?«

»Ja.«

»Nun, sie werden nicht wiederkommen.«

»Warum?«, fragte sie überrascht, und zwar sichtlich in freudiger Weise.

»Sie sind tot.«



»Ist dies wahr, wirklich wahr, Monsieur?«

»Gewiss!«

»Sie können es beschwören?«

»Mit allen Eiden der Welt.«

»Gott sei Lob und Dank! Wissen Sie, Barchand war einer der Anführer dieser bösen Leute, welche mich und meine Mutter so belästigen. Und Fabier war mein Dämon, mein böser Geist.«

»Ah, er liebte Sie?«

»Er sagte es. Noch gestern früh war er hier und sagte, dass er heute als ein sehr reicher Mann zurückkehren werde. Dann solle ich seine Frau werden oder sterben.«

»So hat er die Tochter Barchands betrogen!«

»Hat er das? Hat er ihr gesagt, dass er sie liebe?«

»Ja, um ihren Vater zu gewinnen.«

»Und woher wissen Sie das alles?«

»Ich habe sie vor ihrem Tode belauscht. Ich will Ihnen nun aufrichtig sagen, dass Fabier Barchand getötet hat, aber zur Strafe und um meiner eigenen Sicherheit willen habe ich ihn dann selbst erschossen.«

»Sie? Ihn?«, fragte sie, als könne sie es nur schwer glauben und begreifen.

»Ja, mit dieser meiner Hand. Ich habe auch beide eingescharrt.«

Da holte sie tief Atem und faltete die Hände.

»Monsieur«, sagte sie, »bereuen Sie Ihre Tat nicht! Sie haben ein gottgefälliges Werk vollbracht. Sie sind mein Retter und der Retter vieler anderer geworden. Dieser Fabier hätte mich noch in den Tod getrieben; denn ich verabscheute ihn.«

»Ja, Sie lieben ja einen anderen.«

»Einen anderen?«, fragte sie errötend.

»Gewiss! Sie selbst haben es mir ja gesagt und gestanden.«

»Ich? Unmöglich!«, antwortete sie.

»Oh, nicht Ihre Worte, sondern Ihr Erröten, Ihre Verlegenheit haben es mir verraten.«

Sie wollte sich abwenden, er aber hielt sie bei den Händchen fest und fragte:

»Darf ich es sagen, wen Sie lieben, Mademoiselle?«

»Sie wissen es nicht! Sie können es nicht wissen!«, widerstrebte sie.

»Und doch weiß ich es. Der junge Baron ist es, dem Ihr Herz gehört.«

»Monsieur!«, rief sie erbleichend.

»Darum wurde Ihr Großvater entlassen.«

»Sie irren.«

»Und darum wurde die Frau Baronin so böse auf Sie, mein Kind.«

»Sie sind sehr grausam, Monsieur!«

»O nein. Ich möchte Ihr Freund sein und Ihnen helfen. Hat der Baron Ihnen bereits gesagt, dass auch er Sie lieb hat?«

Sie schüttelte leise das Köpfchen.

»Aber er ist freundlich, liebevoll und zuvorkommend gegen Sie gewesen? Er ist so zu

Ihnen gewesen, wie man nur zu einem Mädchen ist, welches man lieb hat?«

Sie nickte langsam und zog dann ihre Hand aus der seinigen.

»Monsieur«, sagte sie, »ich weiß gar nicht, wie das kommt, dass ich Ihnen das alles mitteile. Ich wage, Ihnen Dinge zu sagen, welche ich niemals einem anderen mitgeteilt habe. Meine Aufrichtigkeit könnte mich in große Gefahr bringen.«

»Niemand, mein Kind, denn es wird kein Mensch erfahren, dass Sie es sind, die mir dies alles gesagt hat. Wenn ein wirklich guter Mensch zu einem anderen kommt, so öffnet sich selbst das verschlossenste Herz. Das ist die Macht, welche ein ehrliches, offenes Menschenangesicht ausübt. Nun aber ist meine Zeit abgelaufen. Ich hoffe, dass ich Sie wiedersehe. Kehrt die Baronin nicht bei Ihnen ein?«

»Niemand.«

»Kommt der Herr Baron auch nicht?«

»Zuweilen«, gestand sie.

»Wo ist Ihre Mutter?«

»Sie ist oben beschäftigt.«

»Und darf ich Ihren Namen wissen?«

»Ich heiße Bertha.«

»Und wie noch?«

»Bertha Marmont.«

»Ich danke. Leben Sie wohl, Mademoiselle Bertha! Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundliche Warnung. Gott lasse Sie recht, recht glücklich werden.«

Er reichte ihr seine Hand. Sie hielt dieselbe fest, sah ihm voll in die Augen und fragte:

»Sie werden auch gewiss meine Warnung befolgen?«

»Gewiss.«

»Sie werden singen: ›Ma chérie est la belle Madeleine!«

»Ich werde es pfeifen. Weiterhin, von dem Kreuz ab ist der Wald wohl sicher?«

»Ja, bis Le Chesne; ob jenseits noch, weiß ich nicht.«

Er gab ihr ein Goldstück und ging, ohne sich etwas herausgeben zu lassen. Sie begleitete ihn bis vor die Tür, sah ihn aufsteigen und blickte ihm nach, bis er hinter der ersten Krümmung des Weges verschwunden war; dann sagte sie nachdenklich zu sich:

»Das war ein guter Mensch, ein sehr guter Mensch. Er hatte so treue, ehrliche Augen, viel treuer als der Baron, den ich doch so unendlich lieb habe. Er trug ganz einfache Kleider, aber er war doch ein feiner Herr. Er ritt gerade wie ein Offizier. Er hat mir seinen Namen verschwiegen. Ich möchte recht gern wissen, wer er ist. Wenn er um Gottes willen nicht vergisst, das Lied zu pfeifen.«

Ganz ähnliche Gedanken hatte auch Königsau.

»Ein schönes und ein braves Mädchen«, dachte er. »So gut, rein und kindlich, obgleich sie von Sünde und Verbrechen umgeben ist. Ich wette, dass sich zwischen ihr und dem Baron noch eine Art Roman entspinnt, und wünsche nur, dass er für sie nicht allzu unglücklich enden möge.«

Er ritt schnell seines Weges, lockerte seine Pistolen, um schnell zum Schuss bereit zu

sein, und als er das Kreuz erblickte, begann er das in ganz Frankreich damals bekannte Liebeslied ›Ma chérie est la belle Madeleine‹ laut und fröhlich hinauszupfeifen. Dabei suchten seine Augen verstohlen etwas Verdächtiges zu entdecken.

Er war noch nicht ganz an das Kreuz herangekommen, so bemerkte er, dass zwei Köpfe sich vorsichtig über die Zweige des Gebüsches erhoben, aber schnell wieder verschwanden. Er gelangte ohne alle Gefährlichkeit vorüber.

Im Weiterreiten kam ihm ein Gedanke.

»Wenn ich diese Kerle belauschen könnte!«, dachte er. »Vielleicht würde ich etwas erfahren, was mir Nutzen bringt. Soll ich es wagen? Pah, ich habe vier Doppelpistolen, also acht Schüsse, und stehe außerdem unter dem Schutz dieses Mädchens.«

Als er die nächste Krümmung erreichte, konnte er von den Marodeuren, selbst wenn ihn diese hätten beobachten wollen, nicht bemerkt werden. Er sprang ab und zog sein Pferd ein genügendes Stück in den Wald hinein.

Dort band er es an einen Baum und kehrte dann in der Richtung zurück, aus welcher er gekommen war, natürlich aber nicht auf der Straße, sondern unter dem Schutz der Bäume des Forstes. Je mehr er sich dem Kreuz näherte, desto vorsichtiger wurde er. Er schlug sich noch tiefer in den Wald hinein, um von dort aus an das Kreuz zu kommen. Es gelang ihm gut.

Sich leise von Baum zu Baum schleichend, konnte er bereits die Lichtung der Straße vor sich erkennen, als er die Büsche erreichte, welche als Unterholz zwischen den Stämmen standen. Er kroch langsam vorwärts und hörte bald halblaute Stimmen vor sich. Seine Vorsicht verdoppelnd, schob er sich weiter, bis er nur um einen Strauch zu blicken brauchte, um die zu sehen, welche er suchte.

Eng zwischen dem Buschwerk eingeklemmt, saßen acht Männer. Ihre Kleider waren augenscheinlich aus Raubstücken zusammengesetzt, ein buntes Gemisch von Militär und Zivil. Ihre Bewaffnung war ausgezeichnet, und ihr Äußeres zeigte deutlich auf das Gewerbe hin, welchem sie oblagen.

Unweit von ihnen standen, hart am Rand des Gebüsches und fast in der unmittelbaren Nähe des Kreuzes, noch zwei, welche die Wache zu halten hatten. Es waren dies die zwei, welche Königsau vorher gesehen hatte. Sie verhielten sich ruhig, während die anderen so laut sprachen, dass der Lauscher alles hören konnte.

»Du denkst, ein Knecht? Nein, das war er nicht«, sagte einer.

»Was denn sonst?«, fragte ein anderer.

»Er ritt so militärisch.«

»Und einen reinen Offiziersbart!«, fügte ein Dritter hinzu.

»So streitet euch doch nicht!«, warnte ein Vierter. »Er ist ja nun vorüber.«

»Er sah nicht nach vielem Geld aus!«, bemerkte der Zweite.

»Es wäre ein schlechter Fang gewesen. Übrigens hatte er unser Zeichen.«

»Wer mag es ihm gesagt haben?«

»Vielleicht piffte er das Lied nur ganz zufällig.«

»Oder ist er bei Bertha Marmont eingekehrt?«

»Sollte er ein Bekannter von ihr sein?«

»Vielleicht ein Geliebter?«

Da schlug der eine mit der Faust auf den Rasen und sagte:

»Dann soll ihn der Teufel holen. Die Bertha ist ein zu appetitlicher Bissen, als dass wir sie einem Fremden überlassen sollten.«

»Pah!«, brummte sein Nachbar, der zu alt war, um noch Liebesgedanken hegen zu können. »Streitet euch nicht! Einige von uns haben sich die Finger an ihr verbrannt. Keiner gönnt sie dem andern, und darum haben wir ausgemacht, dass keiner sie bekommen soll. Es würde sonst Mord und Totschlag geben. Warum sollte sie da nicht einen nehmen, den sie lieb hat?«

»Lasst doch das unnütze Reden! Wären wir heute am Vormittag alle beisammen gewesen, so hätten wir einen Fang gemacht. Dreißig Soldaten bei einem Wagen! Was muss das gewesen sein! Gewiss kein übler Fang.«

»Vielleicht gar eine Kriegskasse.«

»Das ist sehr leicht möglich. Nun aber ist sie vorüber.«

»Nur Geduld!«, lachte der Alte. »Der Kerl, welcher hier vorüberpiff, hatte nicht drei Franken im Sack. Warte bis heute Abend.«

»Wird es wahr sein?«

»Ich habe es ganz genau gehört.«

»Ein Marschall?«

»Sogar zwei Marschälle.«

»Donnerwetter. Welche?«

»Frage nicht ewig. Was tut der Name zur Sache?«

»Aber ob sie Geld haben?«

»Meinst du, ein Marschall reise ohne einen vollen Beutel?«

»Und Ringe, Uhren, Dosen, Diamanten und Pretiosen!«, meinte ein anderer.

»Aber auch mit großer Bedeckung.«

»Pah! Die wird niedergeschossen.«

»Und wenn sie zahlreich ist?«

»Wenn die anderen kommen, sind wir zwanzig Mann. Das genügt vollständig.«

»Ja, vollständig«, stimmte einer seiner Kameraden bei. »Wir stellen uns ja nicht eher bloß, als bis sie alle erschossen sind.«

Hier handelte es sich also um den Überfall zweier Marschälle. Sollte Königsau weiterlauschen? Sollte er noch mehr zu erfahren suchen, um die Bedrohten aufzusuchen und zu warnen? Was nützte das ihm? Was nützte es seiner Sache? Nichts! Es konnte ihm nur Schaden bringen. Übrigens brachen die Leute das Thema ab und begannen von gleichgültigen Dingen zu sprechen.

Der kleinste Umstand konnte zum Verräter an ihm werden. Darum zog er sich zurück, erst langsam und leise; dann aber nahm er einen raschen Schritt an und eilte zu seinem Pferd. Er fand es noch so, wie er es verlassen hatte, zog es aus dem Wald auf die Straße heraus, stieg auf und setzte seinen Weg fort.

Nach einer halben Stunde erreichte er Le Chesne. Er wäre am liebsten hindurchgeritten, doch hielt er es für besser, einmal einzukehren.

Auf diese Weise konnte er vielleicht etwas erfahren. Er führte sein Pferd hinter das Haus, ließ sich ein Glas Wein geben und fragte dann den Wirt, ob er ein wenig Heu bekommen könne.

»Für Ihr Pferd?«, fragte dieser.

»Denken Sie etwa, für mich?«, lachte er.

Der Wirt machte ein saures Gesicht und antwortete:

»Heu ist nicht da. Aber gehen Sie in den Garten, da schneidet das Mädchen Gras. Das ist auch besser als Heu.«

Der gute Mann blieb ruhig auf seinem Stuhl sitzen. Königsau schritt über den Hof hinüber und öffnete die Gartenpforte. Er trat in einen Laubengang, welcher von Pfeifenstrauch und Weinreben gebildet wurde. Dieser Gang war sehr dicht belaubt, und es gab nur hier und da ein hineingeschnittenes Loch, welches als eine Art Fenster diente. Er führte in gerader Richtung in eine Laube, aus welcher man in den eigentlichen Grasgarten gelangte.

Indem Königsau so dahinschritt, vernahm er eine Stimme. Er blieb überrascht stehen, denn es war ihm, als ob er den Namen Fabier gehört hätte.

Er lauschte. Jetzt vernahm er deutlich, dass draußen außerhalb des Ganges zwei Personen miteinander sprachen. Er unterschied eine männliche und eine weibliche Stimme. Sie ertönten gar nicht weit von ihm. Er brauchte nur noch einige Schritte zu gehen, so stand er innerhalb gerade an der Stelle, an welcher sie außerhalb standen.

Er schlich sich leise vorwärts und lauschte.

»Also du bist ihm nicht gut?«, fragte die männliche Stimme.

»Nein, ganz und gar nicht«, antwortete die weibliche in einem tiefen, rauhen Alt.

»Aber er ist doch dein Liebhaber.«

»Wer sagt das?«

»Ich habe es gesehen.«

»Wann?«



Königsau belauschte Barchands Tochter und ihren Liebhaber.